

Slins

Thomas Grasberger

Flins

Das Geld des Südens

Kösel

Der Kösel-Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Copyright © 2015 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: Weiss Werkstatt, München
Druck und Bindung: Těšínská tiskárna, Český Těšín
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-466-37129-7

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem
gesamten lieferbaren Programm finden Sie unter
www.koesel.de

Inhalt

- 9 Der Bayer und das liebe Geld
- 16 Mitnehma kannst nichts! Oder?
- 21 Wie viel kostet ein Bayer?
- 26 Die etwas andere Währung – Reliquien und ihre Räuber
- 32 Die Flins-Patronin oder: Heilige Corona, hilf!
- 38 Kommt drauf an, was man draus macht!
- 44 Gesalzene Preise? Immer schon!
- 47 Immer mehr und immer schneller!
- 51 Richiesta di intervento! – Otto und die Rauberleiter
- 57 Berthold von Regensburg – der erste Linke Bayerns
- 64 Ja, mi host ghaut! Die Maut!
- 71 Finanzkrise! Der Sturm auf die Münze
- 76 Ruachad und reich – die Herzöge von Niederbayern
- 82 Bellende Hundskopfe oder: Freunderlwirtschaft im Frühkapitalismus
- 87 Der Martinszug oder: Das Kreuz mit dem Teilen
- 94 Auf die Galeere! Oder: Wie man unbequeme Untertanen loswird
- 100 Weißbier und Salz – Gott erhalt's!
- 106 Flins für die Teuerste! Oder: Zweitfrauen kosten (manchmal) mehr
- 110 Obrigkeitliche Zugriffe oder: Die Flins-Fahnder
- 119 Max I statt Hartz IV oder: Hausierer leben länger

- 127 Von Skorpionen und Apfeldieben – der Fürsten-Flins bei Bayerns Königen
- 137 Ludwig und der immerwährende Traum vom Süden
- 142 Reiche Ruach und arme Schlucker – der Flins am Land
- 153 Auf die Gant gekommen – wenn der Flins das Weite sucht
- 160 Wahnsinns-Flins und Riesen-Zins
- 173 Dahoam is, wo der Flins wohnt! Oder: Bayern – ein Auswanderungsland
- 183 Für a Fünferl a Fleischmasse und das Filetstück dem Herrn Hofrat! – Flins in der Prinzregentenzeit
- 192 Ganz ohne Flins? Alternativen zum Geld I
- 202 Ganz ohne Zins? Alternativen zum Geld II
- 210 Golden Twenties oder: Marei und die Bratkartoffeln
- 216 Alles wieder gut? Oder: 10 Mark für einen Tag in der Hölle
- 225 Ochsenbraten de luxe – Geiz und Gier am Mittagstisch
- 231 Rauchender Flins – Zigaretten als Währung
- 237 Sakra! Famiglia! – Flins und Filz im Freistaat Bayern
- 252 Wege und Holzwege zum Reichtum I: Flins-Tipps mit beschränkter Haftung
- 259 Wege und Holzwege zum Reichtum II: Freie Fahrt dem Volk! – Flins-Tipps mit noch beschränkterer Haftung
- 265 Wege und Holzwege zum Reichtum III: Flins selbst gekocht!
- 275 Wege und Holzwege zum Reichtum IV: Dalles oder: Der Schein trägt

- 280 Wege und Holzwege zum Reichtum V:
Jedem seine Flins-Filiale!
- 288 Wege und Holzwege zum Reichtum VI:
Too big to fail!
- 292 Formel Eins und Champions League – Flins in Zeiten
des Größenwahns
- 303 Hod a jeda seinen Flins? – Eine Schlussbemerkung
- 315 Danksagung
- 317 Weiterführende Literatur

Der Bayer und das liebe Geld

Der Mensch lebt nicht vom GRANT allein. Nicht einmal in Bayern. Und auch Liebe, Lust und Leidenschaft machen den Eingeborenen nie ganz satt, egal ob er ein STENZ ist oder nicht. Am Ende wird doch fast immer jener Stoff benötigt, aus dem viele – nicht nur weiß-blaue – Träume sind. Auf Bairisch heißt dieser Stoff Diridari – oder auch FLINS.

Das Wort hat einen recht irdischen Ursprung. Johann Georg Krünitz beschreibt in seiner *Oekonomischen Encyklopädie* des 18. Jahrhunderts mit Flins verschiedene Steinarten: Feuerstein, Hornstein, Eisenstein. Aber um Geologie soll es hier natürlich nicht gehen, obwohl der Zusammenhang schon einleuchtet: Nicht nur bayerische Kiesgrubenbesitzer sind mitunter steinreich, haben also einen Riesenhaufen »Schotter«. Nein, Flins ist Geld im weitesten Sinn. Nicht nur in Form jener schwarzen Taler, die als Notgeld aus Graphit hierzulande noch im 20. Jahrhundert kursierten. Es können auch kleine Münzen sein, die glänzen und gleißen – also »flinzen«, wie man früher sagte. Im Österreichisch-Bairischen stehen Flinslerl zum Beispiel auch für Ohrringe. Etwas mehr oder weniger Wertvolles also, das da blinkt und (ver-)blendet: Gold, Diamanten und Juwelen. Es dürfen auch gern abgegriffene (Schuld-)Scheine sein oder frischgedruckte Wertpapiere. Vielleicht auch Aktien oder nur ein paar Zahlen auf dem Computerbildschirm. Hauptsache Geld!

Mit dem gleichnamigen, bärtigen und furchteinflößenden Todesgott aus der Mythologie der slawischen Wenden hat unser Flins also erst einmal nichts zu tun. Obwohl einem schon angst

und bang werden kann beim Gedanken, wie manche auch über Leichen gehen – fürs Geld. Flins ist nämlich nicht nur ein Tausch- und Zahlungsmittel; ein Medium, das ganz gut zur längeren Aufbewahrung taugt. Etwas, mit dem man den Wert oder zumindest den Preis einer Sache bemessen kann. Mit Flins kann man auch kommunizieren. Man kann horten und prassen, protzen und strotzen, gieren und renommieren. Flins ist nie nur ein Gegenstand, sondern immer auch ein Zustand. Ein mehr oder weniger erfreulicher – je nachdem.

Der eine zum Beispiel hat ihn von Haus aus und gibt ihn ungern her. Der andere hat ihn zwar nicht, bringt ihn aber umso unverkrampfter unter die Leute. Wieder andere könnten ihn dringend brauchen, bekommen aber nie besonders viel davon zu sehen, selbst wenn (oder gerade weil) sie schufteten wie die sprichwörtlichen bayerischen Ochsen. Ein Spannungsverhältnis, das seit Anbeginn der Zeiten für Ärger und Auseinandersetzungen, aber auch für tragische oder komische Geschichten sorgt. Es sind halt stets die zwei Seiten einer Medaille, die mit dem Flins einhergehen. Einer bayerischen Medaille, die man nicht immer für bare Münze nehmen muss. Denn Klischees haben stets eine Rolle gespielt, wenn's um die Eigenarten des Stammes ging. Bei Aventin, dem bayerischen Historiker des frühen 16. Jahrhunderts, können wir lesen: »Der gemeine Mann, der auf dem Lande sitzt, gibt sich mit Ackerbau und Viehzucht ab, liegt dem allein ob, darf sich nichts ohne Geheiß der Obrigkeit unterstehen, wird auch in keinen Rat genommen oder in die Landschaft berufen. Doch ist er sonst frei, mag auch freies, lediges, eigenes Gut haben, dient seinem Herrn, der sonst keine Gewalt über ihn hat, mit jährlicher Gült, Zins und Scharwerk, tut sonst, was er will, sitzt Tag und Nacht bei dem Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt ...«

Ob er wirklich immer so frei und griabig war, unser braver Untertan? Das Bild hält sich wacker bis heute. Stets weltoffen und liberal ist der Bayer, gemütlich, freigiebig und freundlich – niemals würde er einen anderen übervorteilen, denn er verabscheut von Haus aus jede Form von Gier, Geldschneiderei und Profitdenken. Ja, so kennen und lieben wir ihn, unseren bayerischen Menschen, denn all diese Attribute treffen selbstverständlich voll und ganz zu – vor allem in der Bierwerbung. Und zwar völlig zu Recht, schließlich sind solch stereotype landsmannschaftliche Versatzstücke heutzutage unverzichtbar für die Corporate Identity der Bayern AG. Und für den Umsatz. Ein gelassenes »Leben und leben lassen« im Schatten einer Kastanie macht sich PR-mäßig halt immer noch besser als – sagen wir mal – ein hektisches »Kaufen und kaufen lassen« im Halbdunkel eines Landesbank-Foyers.

Deshalb tun bayerische Politiker auch gut daran, das Image fleißig zu polieren und zum Beispiel auf ein Bierwerbeverbot – vor allem wenn es aus Berlin droht – wesentlich vehementer zu reagieren als etwa auf die größtenwahnsinnigen Harakiri-Aktionen durchgeknallter Finanzjongleure oder auf die gravierenden kulturellen Verluste wie dem neuerdings um sich greifenden Klöstersterben. Es muss halt nicht immer ein Klingelbeutel sein, wenn's in Bayern irgendwo im Beutel klingelt.

Das Klischee vom gutmütigen, lebenslustigen und lebenswürdigen Bayern, der den Herrgott einen frommen Mann sein lässt und unbekümmert seine Zeit bei einer frischen Mass verbringt, ist halt gut fürs Geschäft. Auch wenn dafür ein altehrwürdiger Begriff grammatikalisch und inhaltlich vergewaltigt werden muss. Die »*Liberalitas bavarica*«, die als Inschrift über dem Kirchenportal des Augustinerchorherrenstifts Polling prangt und die Großzügigkeit der adligen Klosterstifter preist, hat so gut wie

nichts zu tun mit jenem oft propagierten Schlagwort der »Liberalitas Bavariae«, das alles und nichts besagt und daher als rhetorische Allzweckwaffe im politischen Nahkampf vortrefflich dient. Immer griawig! Immer gmiatlich! Hauptsache, der Flins fließt.

Gewiss, es gibt sie bestimmt, die freundlich-legeren Herrschaften, die ihre biergartenselige und gutmütige »Mia san mia«-Lebensart quasi hauptberuflich verstrahlen. Dass er aber auch anders kann, der Bayer, und immer schon konnte, stellt er bei Bedarf gern unter Beweis. »Wandre hin über die Alpen, wenn dich der Bayer durchlässt«, bemerkt augenzwinkernd Bischof Venantius Fortunatus, als er im 6. Jahrhundert sein Versepos auf den heiligen Martin von Tours schreibt und dabei dem Bayern einen seiner frühesten Einträge in die Stammesgeschichte beschert. Die Warnung war berechtigt, denn Schlitzohren waren seinerzeit weitverbreitet und der Umgang mit Fremden war nicht immer ein freundlicher. Auch wenn die Epoche der Straßenräuber vorbei zu sein scheint (das Thema Ausländermaut werden wir später behandeln), ist eine gewisse Skepsis gerade im geschäftlichen Umgang mit Eingeborenen auch heutzutage noch angebracht. Freilich gibt es – wie überall auf der Welt – immer solche und solche. Der Münchner Ethnograph und Reiseschriftsteller Joseph Friedrich Lentner begegnete Vertretern beider Fraktionen, als er Mitte des 19. Jahrhunderts durchs Land wanderte. »Bei großer Gutmüthigkeit sind sie unter sich verträglich und gegen Arme wohlthätig«, schreibt Lentner über die Menschen in der Gegend um Wasserburg und Haag. Auch im Gericht Weilheim, Schongau und Landsberg traf er offenbar überwiegend auf anständige Leute: »Das Volk zeigt sich äußerst gutmüthig und willig, unter sich friedfertig, dazu heiter und lebenslustig trotz des im Durchschnitte mäßigen Besitzes, ja selbst der Ar-

muth, die in den südlichen Gemeinden zu Hause ist.« In der Region Mühldorf, Altötting und Burghausen hingegen scheint damals ein ganz anderer Menschenschlag zu Hause gewesen zu sein; einer mit übergroßem Hang nach Erwerb und Besitz, der »bei eigennützigem Zwecken« laut Lentner »unverläßig« und »mißtrauisch« wird, und auch nicht ohne Tücke ist. Zweifelhafte Tugenden also – ausgerechnet bei Menschen, die »die bayerische Aufrichtigkeit als höchste Tugend anschlagen«.

Bayern ist also immer schon vielschichtig, auch in Geldangelegenheiten – das sei an dieser Stelle noch einmal eigens betont. Nicht alle sind gleich, und selbst unter den von Lentner so schmähschuldig gescholtenen Altöttingern hat es bestimmt auch viele rechtschaffene und anständige Menschen gegeben. Aber eben auch jene, für die das Wörterbuch nicht immer schmeichelhafte Begriffe kennt. Also die hinterfotzigen Bauerngloiffen, die bigotischen Bazeen, die brotzaden Aufschneider, intriganten Häuslschleicher, geldgierigen Großkopferten, die noudigen und foudigen Fretter, bschaisssaden Dreckhammel, die raffgierigen Ruachn, die Noudnigeln und Farisäer, Rossdeischa und Schacherer. Und so weiter und so fort. Für Nichtbayern sei's auch kurz übersetzt. Man hat es hierzulande also gelegentlich zu tun mit verschlagenem Landvolk, scheinheiligen Betrügnern, geltungssüchtigen Neureichen, hinterhältigen Heuchlern, materialistisch gesonnenen Oberschichtvertretern, armen, rackernden Schluckern, die es nie auf einen grünen Zweig bringen und deshalb dauernd neidisch sind; des Weiteren mit sittlich verkommenen Subjekten wie nimmersatten Geldschefflern, übertrieben sparsamen Geizhalsen, scheinfrommen, unehrlichen Münzfälschern, endlos feilschenden Gierhalsen – kurzum: mit Bayern halt!

All diese Figuren kommen natürlich keineswegs nur hierzulande vor. Aber sie kommen vor! Manchmal in Reinform, meist

in Mischform. Gelegentlich sogar in Höchstform. Wie unlängst jener alte, durch und durch katholische Ehrenmann, der bei der Beerdigung einer langjährigen Geschäftspartnerin auftauchte und sich händereibend vor dem Kirchenportal herumdrückte, um den Hinterbliebenen nach der Trauerfeier aufzulauern und zu guter Letzt noch ein paar angeblich ausstehende Euro herauszuschinden, obwohl er über Jahrzehnte hinweg mit der Verblichenen und ihrem ebenfalls schon verstorbenen Gatten sehr viel Geld verdient hatte – tja, wer könnte in so einem Fall schon wissenschaftlich streng unterscheiden, in welche Kategorie der Mann gehört? Häuslschleicher? Farisäer? Ruach? Oder doch eher armer Teufel?

Und wie genau nennt man Menschen, die einen Sterbefall nutzen, um sich anderer Leute Zeug unter den Nagel zu reißen, indem sie bei Nacht und Nebel kurzerhand an fremdem Eigentum die Schlösser auswechseln? Sind das jetzt hinterfotzige Bauerngloiffen, bigottische Bazeen oder doch eher bschaisade Dreckhammel? Es ist oft schwer zu sagen. Aber eines ist klar, bei all diesen Fragen dreht es sich immer wieder vor allem um eins: Um den Flins! Also um das liebe Geld! Der Umgang damit hinterlässt Spuren – in der Sprache, im Denken, in der Literatur, im Alltag.

Der österreichische Ökonom und Politiker Joseph Schumpeter hatte schon recht, wenn er sagte, dass »sich im Geldwesen eines Volkes alles spiegelt, was dieses Volk will, tut, erleidet, ist; und (...) zugleich vom Geldwesen eines Volkes ein wesentlicher Einfluss auf sein Wirtschaften und auf sein Schicksal überhaupt ausgeht«.

Nun soll und kann hier keine umfassende Geschichte des Geldwesens in Bayern geschrieben werden. Auch keine Schicksalsgeschichte des Stammes. Ebenso wenig eine Abhandlung über das

zweifelsohne sehr interessante Gebiet der Numismatik. Allenfalls kleine Geschichten werden auf den nächsten Seiten erzählt – Geschichten von und mit Geld. Natürlich auch Geschichten von und mit »ohne Geld«. Geschichten von Gier und Geiz, von Verschwendungssucht und Prunk, von Sparsamkeit und Not. Die Rede wird also sein von Bankern und Fürsten, Freien und Unfreien, Armen und Reichen, von Raub- und Glücksrittern, sogenannten kleinen Leuten und selten sogenannten großen Gaunern, von Alchemisten und anderen Anlageberatern, rebellischen Knechten und sturen Bauern, ganz besonders cleveren Milliarden-Jongleuren und ganz besonders klammen Lebenskünstlern. Geschichten vom Flins also, dem alles nachjagt, obwohl man ihn – so zumindest ein bairisches Lippenbekenntnis – am Ende ja doch nicht mitnehmen kann.

Mitnehma Kannst nichts! Oder?

Zu den tieferen Wahrheiten bairischer Alltagsphilosophie gehört die Einsicht, dass sämtliche Errungenschaften des irdischen Daseins auf selbiges begrenzt bleiben müssen. Oder einfacher formuliert: »Mitnehma kannst nix!« Weder Geld noch Goldbarren, weder Pfandbriefe noch Dokortitel. Ja, zefix, nicht einmal den nigelnagelneuen Siebener BMW mit Klimaanlage. Denn am Ende wartet immer der Sensenmann, ein radikaler und unbestechlicher Demokrat, der alles, aber auch wirklich alles einkassiert. Ob ärmlich oder reich, alle sind ihm gleich – als Leich'!

Ja genau, das reimt sich! Und zwar völlig zu Recht, schon seit ewigen Zeiten, denn wo sonst wäre ein Endreim, der den Namen verdient, angemessener als auf der wirklich allerletzten Silbe. Der bairische Liedermacher Georg Ringsgwandl hat es in seinem wunderbaren Song *Nix mitnehma* so formuliert: »Du konnst Börsenschwindler sei mit Immobilien in da Schweiz, oder Hausbesitzerin, zafressn fast vom Geiz,/do konnst du nix mitnehma, naa, do konnst du nix mitnehma.« Die Einlassbedingungen ins Jenseits sind also recht streng; es herrscht eine »strikte Tür«, wie man neudeutsch vielleicht sagen würde. Zumindest, was das Gepäck angeht.

Das hat sich mittlerweile auch herumgesprochen, muss aber trotzdem immer wieder betont werden, weil die Zahl der Uneinsichtigen nach wie vor groß ist. Die Liste der Kandidaten, denen man Ringsgwandls Lied vorspielen möchte, ist jedenfalls auch heute noch lang. Und sie war es schon immer. Weshalb das Thema seit Jahrhunderten an Aktualität nichts verloren hat. Von

den spätmittelalterlichen Mysterienspielen bis zu Hugo von Hofmannsthals *Jedermann* – in der einen oder anderen Form kommt es immer wieder auf die Bühne, das Spiel »vom Sterben des reichen Mannes«. Kreidebleich und von allen verlassen, steht unser Jedermann am Ende vor seiner Truhe, aus der der Mammon herausspringt und zeigt, wer hier schon immer der Knecht gewesen ist:

**Ich steh gar groß, du zwergisch klein.
Du Kleiner wirst wohl sein der Knecht
Und dünkts dich, anders wär's gewesen,
Das war ein Trug und Narrenwesen.**

Spät kommt sie also wieder einmal, die Einsicht, dass der Mammon in Fragen des Endreims kein verlässlicher Gehilfe ist. Das mag in der Natur des Menschen liegen – der Homo sapiens verfügt als solides Landwirbeltier zwar über eine Blut-Hirn-Schranke, aber leider fehlt ihm eine Geld-Hirn-Schranke. Weshalb der Flins als universeller Botenstoff manchmal bis zum Schluss in den menschlichen Schaltraum vordringt. Erst der Sensenmann hebt dann das ultimativ letzte Schild: »Gier? Nur bis hier!« Und drunter steht noch: »Wertgegenstände bitte am Ausgang abgeben!«

Das ist ein durchaus beängstigender Gedanke für manchen. Weshalb sich findige Flins-Besitzer zu allen Zeiten eine kleine Hintertür offen gehalten haben. Etwa in Form von Grabbeigaben. Schon der älteste bislang bekannte Münchner – 2014 im Apothekenhof der Residenz ausgegraben – wurde zu Lebzeiten arg umgetrieben von der Frage nach den Lebensbedingungen im Jenseits. Was wird's drüben wohl zu essen geben? Handwurst

und Radieserl? Oder doch eine warme Mahlzeit und eine Halbe Bier? Aber ob's drüben auch Teller, Besteck und Krüge haben? Nicht, dass man am End sein Manna noch aus der Hand raus-saufen muss? Das wäre schon ein sauberes Paradies! Jedenfalls wollte unser Proto-Münchner aus der Spätbronzezeit kein Risiko eingehen und hat sein Geschirr lieber gleich selber mitgebracht. Natürlich nur das bessere Zeug, feinste Keramik. Man will sich ja schließlich nicht blamieren drüben. Und die Bronzewinge, die Vasenkopfnadeln und das Griffplattenmesser nehmen wir auch gleich noch mit. Am End san Weitler drüben, und es wird zum raufen ... Man weiß ja nie, wo man hinkommt.

Und manchmal weiß man nicht einmal, wo es herkommt: zum Beispiel der bronzezeitliche Fund im oberbayerischen Bernstorf, Landkreis Freising. Dort haben 1998 zwei Hobbyarchäologen ein wahres Flins-Dorado ausgegraben. Gold- und Bernsteinobjekte sind aus einem Erdhügel zutage gekommen, und seitdem rühmt man sich in Bayern und behauptet, schon vor dreieinhalb tausend Jahren eine echte Metropole gehabt zu haben! Eine burgähnliche Stadt mit mindestens 15 Hektar und 200 Häusern soll es gewesen sein, über die ein neureicher Handelsmann als bronzezeitlicher König geherrscht hat. »Bernstorf – Mykene – Troja!« – lautet seither eine oft gehörte bayerische Gleichung. Jaja, eine Weltmacht waren wir! Bavarian Boomtown! Handelsbeziehungen bis Griechenland und an den Nil hinunter. Nicht umsonst haben die Hobbyarchäologen einen Goldschatz ausgegraben: das älteste Kronendiadem Mitteleuropas! Und zwei Jahre später dann das Bernsteingesicht – ein einzigartiger Fund nördlich der Alpen!

Leider sind in jüngster Zeit erhebliche Zweifel an der Echtheit der Bernstorfer Funde aufgetaucht. Der Reinheitsgrad des Goldes sei viel zu hoch, sagen Experten, es handle sich um mo-

derne Imitationen. Sollte also der Glanz von Industrie-Gold die Archäologen geblendet haben? Es wäre wohl nicht das erste Mal. Der Wunsch, etwas Wertvolles zu finden, ist vermutlich so alt wie der, etwas mit hinübernehmen zu können.

Beim Mithinübernehmen gilt übrigens eine eherne Regel: Je mehr einer hat und ist, desto größer ist seine Sehnsucht, den Besitz über die Schwelle des Todes zu retten. Ist ja auch klar, was soll denn ein dahergelaufener Hungerleider schon groß mitnehmen? Deshalb waren es bereits vor Jahrtausenden vor allem Stammesführer, die eine standesgemäße Reise ins Jenseits antraten, und zwar im Wagen. Es versteht sich von allein, dass es solche prunkvollen Wagenräder auch in Bayern gab. Und dass es keine Kleinwagen waren. Denn die größte Angst des bayerischen Mannes war es schon immer, eines Tages beim Herrgott drüben anzukommen, und zwar nicht im Audi oder im BMW, sondern mit einem VW oder irgendeinem anderen Blechspielzeug aus der Kleingeräteausgabe. Das wär schon eine schöne Blamage, wenn er dann an der Pforte steht und von Petrus schnöde auf einen der hinteren Parkplätze für Kleinwagen und Mopeds verwiesen wird – bis in alle Ewigkeit! Ein echter bayerischer Männer-Albtraum!

Nur vor diesem Schreckensszenario ist es zu verstehen, dass der ehemalige bayerische Wirtschaftsminister Erwin Huber 2007 in einem Zeitungsinterview sagte: »Die Deutschen dürfen von Brüssel nicht zu einem Volk von Kleinwagenfahrern degradiert werden.« Nun stammt der Herr Huber zwar aus dem niederbayerischen Reisbach, und das liegt nur 19,8 Kilometer vom BMW-Standort Dingolfing entfernt. Aber um Lobbyarbeit ging es dem Minister natürlich nicht. Nein, nein, der Erwin Huber aus Reisbach war einfach ein traditionsbewusster bayerischer Stammesführer. Und als solcher wollte er eines hoffentlich fernen Tages

nicht in irgendeinem Proletenkübel ins Wagengrab hinabfahren. Sondern scho gscheid! Wie einst die bronzezeitlichen Kollegen im niederbayerischen Künzing oder im oberbayerischen Hart an der Alz. So viel Prunk möcht' schon sein! Schließlich leben wir ja in einer Auto-Kratie! Oder möchten etwa Sie, dass unseren verdienten bayerischen Stammesführern ihr Wagengrab zwischen Goggomobil und Elektroauto zugewiesen wird? Na also! Dann doch lieber einen standes- und standortgemäßen bayerischen Autofriedhof: »Sie, entschuldigen! Wo liegt denn der Minister Huber selig begraben? – Wer? – Ja, der Huber Erwin von Reisbach! – Ja, sagen'ses doch gleich: Da BMW-Huber! Der liegt da hinten, fünfter Gang rechts, bei de Sechszylinder-Einzelgräber! Glei neben dem tiefergelegten Audi vom Seehofer!«

Wobei, einen Vorteil haben solche großen Wagengräber ja schon! Sie lassen sich nicht so leicht plündern. Ein uraltes Problem in Bayern, schon bei den Bajuwaren des 7. Jahrhunderts. Da hatten die Männer ihr schönstes Sonntagsgewand und schneidige Waffen angelegt, auch Taschenmesser und Feuerzeuge haben sie ins Jenseits mitgenommen. Und natürlich einen Flins! Also Kleingeld. Und die Frauen hatten ihre Flinslerl dabei, ihre Glasperlen; und die ganz Reichen sogar Fibeln und Broschen aus Edelmetall. Na ja, wie er eben so ist, der Bayer. Er zeigt halt immer schon gern, was er hat. Jedenfalls waren die bajuwarischen Gräber recht üppig ausgestattet. Und dann kommen die andern daher. Diese Friedhofsgänger der besonderen Art. Die sind nämlich nicht zum Lichtanzünden und zum Grabgießen gekommen. Sondern zum Plündern. Von zehn Bajuwarengräbern waren kurz nach der Beerdigung schon vier geplündert. Frei nach dem Motto: »Er kanns ja ned mitnehma! Dann nehmas halt mia mit!« Ja, ja, der Bayer am Grab – er ist halt nur selten so fromm, wie er an Allerheiligen dreinschaut!

Wie viel kostet ein Bayer?

Als vor einigen Jahren ein fleißiger und zuverlässiger Ingenieur aus München eine neue Arbeitsstelle antrat, begann er sogleich emsig zu werkeln, wofür ihm am Ende des Monats auch pünktlich sein erstes Gehalt überwiesen wurde. Nur die Abrechnung kam nicht, weshalb der Ingenieur vorsichtig nachhakte. Der Leiter der Gehaltsabteilung bedauerte das Missgeschick und wies einen Praktikanten an: »Schicken Sie dem N. umgehend die Gehaltsabrechnung!« Der Praktikant nahm den Vorgesetzten beim Wort, stellte sich mehrere Stunden an den abteilungseigenen Drucker und versandte schließlich ein sauber geschnürtes Päckchen. Unser fleißiger Ingenieur war einigermaßen überrascht, als er zwei Tage später die scheinbar nicht enden wollende Liste seiner neuen Firma über dem Wohnzimmertisch ausbreitete. Alle Namen seiner neuen Kollegen und Kolleginnen waren fein säuberlich nach dem Alphabet sortiert, und am Rand standen Zahlen. Zahlen, die die Gehälter auswiesen, akkurat bis auf die zweite Stelle hinter dem Komma. Der Ingenieur las anfangs etwas verschämt, aber bald schon mit wachsendem Interesse. Ungeheuerliches bot sich da seinem neugierigen Auge. Zum Beispiel, dass Frau Maier, die zehn Jahre länger im Betrieb war als Herr Müller, nur halb so viel verdiente, obwohl sie auf der gleichen Hierarchie-Ebene mit dem Kollegen stand. Und die Sekretärinnen? Oh mei, die armen Schäfchen!, dachte sich N. und grinste. Dafür aber der Herr Abteilungsleiter – Respekt! Ganz schön großzügig! N. hätte es am liebsten gar nicht erst gewusst. Aber nun war es zu spät. Er faltete die computergenerierten Ge-

haltslisten mit höchster Achtsamkeit, so als gelte es, den Zünder einer Zeitbombe zu entfernen. Und in gewissem Sinne war's ja auch eine. Und jetzt? Was tun? Wegwerfen? Zurückschicken? Aber an wen? Herr N. rief schließlich seinen Vorgesetzten an, und man einigte sich darauf, dass er das Päckchen am nächsten Morgen verschlossen bei der Sekretärin abgibt. Wortlos.

Die Sache schien damit erledigt. Bis zwei Wochen später wieder ein Schreiben der Firma auf N.'s Wohnzimmertisch lag. Verschwiegenheitsvereinbarung! In dreifacher Ausführung. Herr N. überflog die Zeilen: »... die hierbei erworbenen Kenntnisse und Informationen geheim zu halten, und zwar auch in der Zeit nach dem Ausscheiden des Mitarbeiters aus dem jeweiligen Dienstverhältnis.« N. war einigermaßen sauer über diese »strafbewehrte« Vereinbarung. Aber er hielt dicht und war fortan Geheimnisträger. Nur manchmal, in stillen Stunden, fragte er sich, worin eigentlich das Geheimnis bestand. Warum darf niemand wissen von jenem kleinen Unterschied, der dann manchmal doch etwas größer ausfällt?

Wie unkompliziert war's da doch früher! Da wusste jeder, was so ein berufstätiger Bayer eigentlich wert ist. 1845 zum Beispiel, da stand der »Neueste Menschentarif« noch in den humoristischen *Fliegenden Blättern*: »An der Spitze des ›Menschentarifs‹ steht die Sängerin, die 1000 Gulden pro Abend bekommt, während sich der Bankier und selbst der Fürst mit 1000 Gulden pro Woche begnügen müssen. Minister und Feldmarschall können monatlich über 1000 Gulden verfügen, Advokat und Arzt über 1000 Gulden im Vierteljahr. Richter und Pfarrer kommen jährlich auf 600 Gulden, Nachtwächter und Viehhirten bekommen 5 Sechser (Münzen zu 6 Kreuzer) pro Nacht bzw. Tag. Ganz unten stehen der Dichter, er ›verachtet das Irdische und speist an Jupiters Tisch‹, und der Schullehrer, der sich

die Haare rauft, denn er ›hat zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben.«

Ja, da war halt noch eine Ordnung drin. Aber noch viel transparenter ging's im frühen Mittelalter zu. Damals gab's die *Lex Baiuvariorum*, das bairische Stammesrecht. Ein gnadenlos offener Bußgeldkatalog, der genaue Auskunft über die damalige Hierarchie und die Flinsverhältnisse gibt.

Ganz oben auf der Stufenleiter steht natürlich der Herzog; gleich drunter die fünf vornehmsten Familien des Landes. Die genießen doppelte Ehre und bekommen im Streitfall auch doppelte Buße. Der Herzog sogar den vierfachen Satz! Mit dem Chef sollte man sich also besser nicht anlegen, das wurde ausgesprochen teuer. Wer den Herzog tötet, zahlt nämlich mit dem Leben. Ein gescheiterter Aufstand hingegen, ein sogenannter »Waffenlärm«, kostete den Rädelsführer immerhin stolze 600 Schillinge. Ein erschlagener Pfarrer 300. Deutlich günstiger wird's dann beim Volk. Wer einen freien Mann erschlägt, zahlt den Verwandten 160 Schillinge. Dieses sogenannte »Wergeld« oder »Manngeld« ist die Grundeinheit für den ganzen Gebührenkatalog. 160 Schillinge entsprechen etwa dem Gegenwert von 160 Kühen oder 80 Ochsen oder 33 Hengsten. Die Tötung eines freien Mannes ist also auch nicht gerade billig gewesen.

Ausländer stehen in der *Lex* übrigens unter dem Schutz des Herzogs, sind aber im Mordfall dann doch günstiger. Wer einen vorüberziehenden Fremdling tötet, ist mit 100 Schillingen dabei. Noch eine soziale Stufe drunter stehen die Freigelassenen: 40 Schillinge. Und ganz unten dann der Servus. Den armen Teufel gibt's schon für schlappe 20 Schillinge. Fast ein Schnäppchen könnte man also sagen. Früher haben bayerische Historiker diesen Servus meist mit Knecht übersetzt. Klingt irgendwie ländlich und gemütlich – bairisch halt. Aber leider trifft's das nicht ganz,

sagen neuere rechtshistorische Studien. Denn die Servi im frühmittelalterlichen Stammesherzogtum waren schlicht und ergreifend Sklaven. Sie standen auf einer Stufe mit Tieren und hatten keineswegs ein besseres Leben als ihre Kollegen in der Antike. Und daran hat auch das Christentum nichts geändert. Im Gegenteil: Sklaven waren klassische Schenkungsobjekte an die Kirche! Als solche waren sie allerdings etwas wertvoller als die handelsübliche laizistische Ware. Wer nämlich so einen Kirchensklaven erschlug, musste ihn durch zwei neue ersetzen. Da kannte der Herr Pfarrer kein Pardon! Und die *Lex Baiuvariorum* auch nicht! Denn die Kirche stand ganz oben im alten bairischen Recht, das nicht umsonst im allerersten Paragraphen festlegte, »dass, wenn ein Bayer oder wer immer sein Erbgut oder eine andere Sache einer Kirche schenken will, er dazu freie Gewalt habe«.

Von einer Gleichheit der Gotteskinder war allerdings wenig zu spüren. Das Verhältnis Sklave zu Freien liegt in der *Lex Baiuvariorum* bei etwa eins zu drei. Im Detail sind die Unterschiede oft noch größer: Wer einem Freien die Nase durchsticht, zahlt neun Schillinge. Beim Sklaven nur zwei! Wer einen Freien von der Brücke ins Wasser wirft: zwölf Schillinge. Beim Sklaven, egal ob Schwimmer oder Nichtschwimmer – sind's nur vier.

Ach wie gut, dass es heutzutage keine Sklaven mehr gibt, denkt sich Herr N., schlägt gemütlich seine Tageszeitung auf und beginnt zu lesen: die Geschichte eines Geschäftsmannes in Ottonbrunn bei München. Ein schönes, großes Haus mit Aufzug und runden Wänden hat er sich hinstellen lassen. Seine Arbeiter aber zahlt er nicht. In den ersten beiden Monaten fehlt schon ein Teil in deren Lohntüte. Irgendwann bleibt das Geld ganz aus. Mit 200 Euro Abschlagszahlung für mehrere Monate Arbeit fährt der betrogene rumänische Arbeiter nach Hause. Schuftens zum Nulltarif! Es ist kein Einzelfall im Deutschland des Jahres 2015. Sechs

Tage in der Woche rackern rumänische und bulgarische Wanderarbeiter auf deutschen Baustellen und in der Landwirtschaft, sind in teils menschenunwürdigen Behausungen untergebracht und werden von einem europaweit agierenden Netzwerk aus Subunternehmen und Scheinfirmen ausgebeutet – vorbei an Staat und Sozialkassen. Manchmal wird der Lohn einfach mit dem Urlaub verrechnet, der natürlich nie genommen werden kann. Manchmal wird er gar nicht gezahlt. Und die Behörden? Verlieren den Überblick im Geflecht der Subunternehmen. Während die öffentliche Hand Aufträge an die billigsten Anbieter vergibt und die Baufirmen sich im Preis unterbieten. Die Rechnung zahlen am Ende – die Arbeiter. Sie bezeichnen sich übrigens selbstironisch als Sklaven. Na, servus!

Die etwas andere Währung – Reliquien und ihre Räuber

Flins kann unterschiedlichste Formen annehmen. Er kann als bare Münze über den Tisch gehen oder als Goldschatz in einem Safe liegen. Manchmal reicht aber auch schon ein Fingernagel oder ein Stück Vorhaut in einem funkelnden Schrein. Wenn solche körperlichen Überreste von der richtigen Person stammen, sind sie unter Umständen mehr wert als Gold und Silber. Im Mittelalter war das jedenfalls so, denn der Reliquienkult nahm damals mitunter seltsame Formen an. Die Leute waren richtiggehend heiß auf Spektakel und Mirakel, und deshalb war es auch kein echtes Wunder, dass Kirchen, die einen Heiligen oder Märtyrer ihr Eigen nennen durften, mehr als nur religiöse Stätten waren – sie galten als staatspolitische Zentren. Die vor Ort zuständigen Mönche standen als Vermittler zwischen den immer noch wirkräftigen Resten des Heiligen und dem wundergläubigen Volk in einer durchaus mächtigen Position. Wer also ein Kloster gründete, war von vornherein erpicht darauf, möglichst einen eigenen Hausheiligen zu bekommen. Am besten natürlich einen frühchristlichen Katakombenheiligen, der engste Verbindungen zur ewigen Stadt Rom und somit ganz nach oben herstellen konnte. Solche Connections waren schier unbezahlbar.

Die Gebeine des Heiligen wurden dann von Rom oder anderswo in Italien zum Beispiel nach Bayern transferiert, wo so ein Translationsheiliger, dessen himmlische Seelenkraft ungebrochen auf seine irdischen Reste abstrahlte, fortan wundertätig wirken konnte. Was in der Regel natürlich nie ganz umsonst war,

denn so eine Reliquie hatte ja neben ihrer heilsamen immer auch eine ökonomische und politische Funktion. Da lag es natürlich nahe, etwas nachzuhelfen und die heiß begehrten, aber seltenen Objekte auf gleichsam wundersame Weise zu vermehren – nämlich mit Hilfe von Gebeinteilungen. Das freilich war bis zur Jahrtausendwende als Sakrileg verpönt. Nur Haare, Zähne oder Fingernägel durften separiert und in Umlauf gebracht werden.

Deshalb war man im oberbayerischen IImmünster – etwa auf halber Strecke zwischen München und Ingolstadt – ja auch so heilfroh, dass man den ganzen heiligen Arsacius beherbergen durfte. Beziehungsweise das, was von ihm übrig war. Nun wusste zwar eigentlich keiner so ganz genau, wer dieser Arsacius eigentlich gewesen ist. Die einen sagen, er habe um 400 nach Christus gelebt, sei ein Schüler des heiligen Ambrosius gewesen und dessen Nachfolger als Bischof von Mailand. Andere hingegen meinten, der Arsacius habe eher im 6. Jahrhundert gewirkt. Aber eigentlich war's auch wurscht, weil für gläubige Oberbayern solch biografische Details nur wenig zählen: Hauptsache, der Mann war erstens tot, zweitens heilig und drittens jetzt bei uns im Stift! Diese drei Voraussetzungen waren vorbildlich erfüllt, vor allem Letztere: Die Reliquie des heiligen Arsacius war nämlich im Jahr 766 von Rom nach IImmünster überführt worden. Es hat auch gar nicht arg lang gedauert, bis der tote Italiener im schönen Oberbayern nicht nur heimisch, sondern auch aufs Heftigste verehrt wurde. Die Wallfahrt zum heiligen Bischof mit Stab und Mitra war also bald schon ein Selbstläufer. Was im agrarisch geprägten Raum nicht sonderlich überraschen muss, denn der Legende nach hat Arsacius wundersam gewirkt, indem er die tote Kuh einer armen Frau wieder zum Leben erweckte. Rindviecher reanimieren kommt in Bauerngegenden ja immer gut an. Oftmals sogar besser als das Wiedererwecken verstorbenen Ehefrauen.

Sagt man. Na ja, wie auch immer. Jedenfalls gehörten das bairische Stift und die Verehrung des heiligen Arsacius bald untrennbar zusammen. Jahrhundertlang! Und Ilimmünster war ein durchaus bedeutender Ort!

Bis eines Tages die Münchner daherkamen. Ende des 15. Jahrhunderts sollte das Kollegiatstift von Ilimmünster nämlich in die Residenzstadt verlegt werden. Und mit ihm die Reliquien des heiligen Arsacius. Das Landvolk war entsetzt über diese Pläne und so »strömte es weit und breit herbei und erklärte unter heftigem Weinen, Klagen und Händeringen, dass man sich den Heiligen nicht wegnehmen lasse«. So steht es heute noch auf einer Tafel in der Krypta der dreischiffigen Basilika von Ilimmünster zu lesen. Man hört sie förmlich noch schimpfen, die wütenden Oberbayern jener Tage: »Was brauchan denn die Stadtleut' einen Patron gegens Viehsterben! Die solln sich schleichen! Der Arsaci, der ghört uns!«

Geholfen hat das Klagen freilich nichts. Der Herzog höchstselbst ordnete die Heiligenverlegung an, gegen den erbitterten Widerstand der Ilimmünsterer Bevölkerung. Arsacius wurde sogar zum Stadtpatron Münchens ausgerufen, kam aber als Landheiliger und Kuhpatron bei den Städtern nicht so recht an. Viehfall war halt eher selten in der Stadt – und so blieb der Arsacius-Kult an der Isar bescheiden. Trotzdem mussten die Ilimmünsterer über dreihundert Jahre lang auf die Rückgabe ihres Helden warten. Erst 1846 durften die Boandl vom Arsacius wieder heim nach Ilimmünster.

Schon im Mittelalter lautete die Devise nicht »Time is money«, sondern »Bone is money«. Das lukrative Geschäft mit den sterblichen Überresten Heiliger war damals schon ziemlich gefährlich. Räuber und Diebe lauerten nämlich überall auf sakrale Beute. Und nicht selten kamen die Täter selbst aus kirchlichen

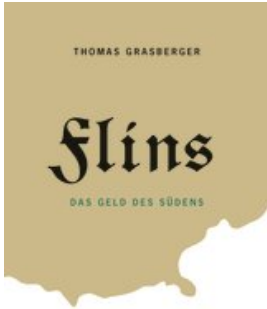
Kreisen. In Benediktbeuern zum Beispiel gab es Ende des 10. Jahrhunderts einen Propst, der einen Sohn namens Adalbero hatte. Dieser Adalbero war ein zutiefst gescheiter und gelehrter Mann, weshalb er auch den Spitznamen »das Bücherfass« trug. Und gewiss war unser Bücherfass auch ein frommer Mann, vielleicht sogar eine Idee zu fromm. Denn seine Liebe und Verehrung zum heiligen Tertulinus von Schlehdorf war so glühend und leidenschaftlich, dass Adalbero darüber die Gesetze vergaß. Eines Tages nämlich – oder war's in der Nacht? – jedenfalls an einem 23. November war's, da ging Adalbero zum Kloster Schlehdorf hinüber und stahl den Leib des heiligen Tertulinus. In Benediktbeuern wusste man angeblich nichts von diesem Raub, aber zurückgeben wollte man die Neuerwerbung auch nicht. Der Rest-Tertulinus kam in einen Sarkophag, man fand für ihn ein hübsches Plätzchen auf dem Altar, den Rest der Reliquien hat man in einer Steinvertiefung versteckt. Nach einiger Zeit aber drückte Adalbero das schlechte Gewissen, er brachte die Gebeine zurück. Allerdings nicht vollständig. Weshalb die Streiterei weiterging und schließlich beim Freisinger Bischof landete. Es hat noch eine ganze Zeit gedauert, bis alle Einzelteile des heiligen Tertulinus wieder beieinander waren.

Aber aufgehört hat die unheilige Klauerei trotzdem nicht. Wieder war es ein bairischer Mönch aus Benediktbeuern, der im Jahr 1053 in einem Kloster bei Verona zu Gast war und »gleichsam zum Dank für genossene Gastfreundschaft«, wie Sigmund Riezler schreibt, die Gebeine der heiligen Anastasia gekrampfelt hat. Mönch Gotschalk war die Sache auch keineswegs peinlich; im Gegenteil, er rühmte sich seiner Tat. Der spirituelle Lohn wog das irdische Vergehen offenbar auf. Und einträglich waren die Reliquien für die Klöster allemal.

Vor allem, wenn es sich um besonders wertvolle Objekte han-

delte. Am liebsten natürlich von Jesus oder Maria. Und wenn möglich Teile vom Körper! Solche Primärreliquien der beiden waren naturgemäß selten auf dem sakralen Reste-Markt – wegen der Auferstehung beziehungsweise der leiblichen Aufnahme in den Himmel blieb auf Erden nicht allzu viel zurück. Höchstens, dass mal eine beschnittene Vorhaut von Jesus in Umlauf kam. Oder Milch und Haare Mariens. Rare Ware war das! Aber man wusste sich natürlich auch da zu helfen, indem man auf Sekundärreliquien auswich: zum Beispiel auf Teile vom Gewand. Etwa eine Windel Jesu wie im Aachener Dom. Oder auch ein Stück vom Kreuz. Letzteres war besonders beliebt. Als Exportartikel waren Kreuzsplitter aus dem Heiligen Land echte Kassenschlager. Warum also lang auf die Kundschaft warten, dachte man sich in Jerusalem und brachte die Splitter gleich selbst ins Abendland. Betend und psalmierend schaukelte man nicht nur ganze Leichname durch Europa, sondern auch Holz. Im Tausch für Splitter, Segen und Heilsversprechen kassierte man Geld und Opfergaben. Einer der Jerusalemer Außendienstmitarbeiter war ein gewisser Konrad, der bei seiner Europatournee gleich mit einer ganzen Sammlung von Kreuzreliquien ausgestattet war. Höchstauthentisches Material aus Bethlehem, Gethsemane und vom Kalvarienberg. Lieferung frei Haus! Leider kam Konrad ausgerechnet durch das Dachauer Hinterland; eine Weltgegend, die später noch oft von sich reden machte wegen illustrier Räuberfiguren wie dem Matthias Kneißl. In diesem Fall war es aber kein profaner Straßenbandit, der es auf Geld und Silber abgesehen hatte. Nein, es war ein Mann mit Sinn fürs Erhabene: der Graf von Dachau! Der hatte seine Schergen ausgesandt und dem armen Konrad sein Kreuz mit Gewalt abnehmen lassen. Was aus dem Sendboten wurde, wissen wir nicht. Der heilige Kreuzsplitter aber landete mitten im Herzen der bayerischen Geschichte –

in Scheyern, der einstigen Stammburg der Wittelsbacher, die später zum Hauskloster der Herrscherfamilie wurde. Bis heute pilgern Tausende dorthin, zweimal im Jahr, bei den Wallfahrten zum Heiligen Kreuz. Und viele kaufen sich an der Klosterpforte ihr »Scheyerer-Kreuzerl« – eine kleine Messing-Nachbildung des einstigen Raubguts. Die Kreuzerl sind übrigens gesegnet. Der Reliquienraub ist wohl längst vergeben. Greifens also ruhig zu!



Thomas Grasberger

Flins

Das Geld des Südens

Paperback, Klappenbroschur, 336 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-466-37129-7

Kösel

Erscheinungstermin: Juni 2015



Flins [bairisch für Asche, Bares, Moneten] – das ist der Stoff, aus dem viele weiß-blaue Träume sind. Und wenn das liebe Geld auch den Rest der Welt regiert, gibt es dazu doch eine ganz spezifisch bairische Haltung.

Der eine hat den Flins von Haus aus und gibt ihn ungern her, während der andere ihn dringend brauchen könnte, aber nie zu sehen bekommt. Ein Spannungsverhältnis, das seit Anbeginn der Zeiten für tragische wie komische Geschichten sorgt.

Thomas Grasberger spürt dem Homo oeconomicus bavaricus nach: von Bankern und Fürsten wird die Rede sein, ebenso von Knechten und Bauern wie auch Politikern und Managern. Und ein kleiner Flins-Ratgeber zeigt diverse Wege zu Reichtum und Wohlstand in Bayern.

 [Der Titel im Katalog](#)